

Zeitgeschehen

Ute Hallaschka

Auferstehung analog

Betrachtungen einer Reservatsbewohnerin

Als die Welt noch jünger war – wie lange ist das her? Dieses Gefühl der Unbefangenheit dem Leben gegenüber, erst recht im Bewusstsein. Im Willen, der sich, kaum gefasst, nicht sogleich bedroht fühlte von Platzangst oder Erstickungsempfindung.

Vielleicht ist das erst rund 25 Jahre her. Das klingt kurz – oder ein Vierteljahrhundert, das scheint etwas länger, obwohl es sich um denselben Zeitraum handelt, nur die Bezugsgröße ist eine andere. Auf kosmische Zeitverläufe bezogen ein Tropfen im Meer, und doch zugleich wieder im menschlichen Maßstab: Aktuell liegt rund ein Drittel der fünften nachatlantischen Entwicklungsperiode hinter uns. Wie dringend müssten wir uns verjüngen im zwischenmenschlichen Leben? Wie könnte sie aussehen, die Jugendlichkeit der Weisheit? Denn das ist ja die kulturelle Zukünftigkeit. Was hereinkommt ins Leben mit der Geburt und der Gebürtlichkeit, an übersinnlichen Impulsen und Energien, ist das eine – das andere ist die Verfasstheit unserer Zivilisation.

Seit ungefähr 25 Jahren lebt die Welt digital. Vorher waren Computer selbstverständlich auch da, im Untergrund, im Hintergrund, im Spezialistengebrauch. Aber der Durchbruch ins öffentliche Leben, in die persönliche Handhabung erfolgte ziemlich exakt mit dem Ende des Jahrtausends, um 1998.

Das lässt sich leicht biografisch verfolgen. Ich erinnere mich an die Abläufe in den beiden In-

stitutionen Bahn und Postamt, in den 80er- und 90er-Jahren: Fahrkartenschalter, Kursbücher, Briefmarkenverkauf und die Telefonbuchwand in der Post. Oder in der Buchhandlung die drei dickleibigen Nachschlagewerke für alle auf dem Markt befindlichen Bücher. Weniger mit Wehmut erinnere ich mich an diese Zeit, eher mit dem Gefühl der Dankbarkeit. Die köstliche soziale Weltlage, in der ich bis Mitternacht zum Güterbahnhof fahren konnte. An der Rampe stand ein Mann, der nahm aus meiner Hand einen Brief entgegen, der pünktlich am anderen Morgen beim Adressaten ankam. Was aber viel wichtiger ist: Der Mann an der Rampe lebte von dem, was er tat. Auch wenn er nur da war und wachte und niemandem einen Brief brachte, erhielt er dafür so viel Einkommen, dass er davon mit seiner Familie nicht nur existieren, sondern menschenwürdig leben konnte.

Eine Freundin arbeitete im Krankenhaus im nahe gelegenen Kreisstädtchen. Auf der Station gab's eine Kaffeeküche und, von heute aus gesehen, Meere von Zeit, um nicht zu sagen: Freiheit. Es war stets so viel Personal anwesend, dass der einzelne Mensch sich jederzeit erholen konnte von der schweren Arbeit. Auf den Balkon gehen, Luft schnappen, eine rauchen, mit den anderen lachen oder weinen, über die entsprechenden Vorfälle, oder eben ein halbes Stündchen verplaudern mit Freunden.

Hilfreich gegen die etwa doch aufkommende Melancholie ist Humor. Sich die Absurdität zu

die Drei 2/2023

vergegenwärtigen, die in diesem kurzen Zeitraum ins Leben eingezogen ist. Wenn man das irgendwo erwähnt, erntet man meist begeisterte Zustimmung, begleitet vom Stoßseufzer: Das ist ja nicht mehr zu ändern!

Das, was angeblich nicht zu ändern ist, die totalitäre Spielart des technischen Verkehrs, erstreckt sich natürlich auf jegliche Dimension von Raum und Zeit. Ich bin, wie wir alle: meine eigene Sekretariats-Fachkraft, mein Reisebüro, mein Postamt, mein Kundendienst etc. in unzähligen Lebensbereichen. Sogar, wenn ich krank bin, muss ich zunehmend Information einholen, was meine Gesundheit betrifft. Ich leiste jede Menge unbezahlte Arbeit, vermutlich für den Börsenkurs irgendeines Unternehmens, der steigt, je weniger Personal eingestellt wird. Was immer ich dagegen tun will in der analogen Welt: Es dauert viel länger und es kostet wiederum Mühe, Lebenskraft und Freizeit. Während ich mir die Beine vertrete und auf den Computer warte. Das Maschinenprogramm braucht unendlich viel Zeit, bis es mit seiner gigantischen Berechnungskapazität die simplen Dinge ausspuckt, die ich haben will. Was früher im Handumdrehen möglich war, durch kompetente Menschen, ist jetzt ein Prozess, in dem alles Mögliche eine Rolle spielt, nur die eigentliche Dienstleistung nicht.

Wühlen im Müll der Informationshalde

Kein Wunder, denn das Ziel ist natürlich die Abschaffung jeglicher »Analogie«. Ich soll nicht da sein als physisch, körperlich, leibhaftig erscheinende Person, die mit einer anderen konkret etwas aushandelt. Weder Menschen noch haptische Objekte, wie Bücher oder Papier, sollen da sein. Das kann alles weg, und die Einsparung wird beworben als Kulturfortschritt, als digitale Auferstehung, als weltressourcenschonendes Verhalten. Die reine Eindampfung sämtlicher Realvorgänge ins elektronische Milieu ist das Ziel. Im Grunde störe ich durch meine pure Anwesenheit. Diese Tatsache allein würde mir ja schon reichen, auf dieser zu bestehen: Ich bin – da wie hier – es gibt mich! Doch es gibt andere, gute Gründe dafür.

Dort, wohin ich mich bewegen soll, wohin ich permanent aufgefordert werde zu »gehen«, ab ins Internet – da ist niemand und nichts, was persönlich fassbar ist. Doch sämtliche Weltzüge werden in dieses Milieu verlegt. Schon jetzt gibt es kaum noch eine sinnliche Zugangsmöglichkeit ohne smartes Endgerät, mit der man irgendwohin gelangt. So groß der Aufschrei beim körperlichen »Impfen«, so wenig Widerstand ist zu verzeichnen gegen die geistige Codierung. Ob im Flugzeug, beim Amt, beim Arzt oder im Museum, stets werden wir aufgefordert, ein übersinnliches Zeitfenster zu buchen, eine digitale Tür zu öffnen, zu agieren im virtuellen Raum. Jede besinnungslose, begeisterte Bedienung dieses Milieus verdichtet und erweitert seine Sphäre, seine Macht.

Jede Art von Information war einst zu erwerben in ideeller Keuschheit, ich erfuhr nur das, was ich wissen wollte, und das fand sich problemlos in der Wirklichkeit. Heute gehe ich *online*, zappe und wische mich durch Berge von Müll auf der Informationshalde. Es bleibt niemandem erspart, als virtueller Jäger und Sammler den stinkenden Abfall des Datenmülls zu durchwühlen wie ein armes Schwein. So »freiwillig« wie in Kafkas Strafkolonie.

Online! Online im Streaming. Ich möchte da nicht hin. Dabei bin ich keineswegs technikfeindlich. Ich bin im Gegenteil gottfroh, dass vor dem Internet-Zeitalter Waschmaschine und Staubsauger erfunden wurden. Diese Geräte tun auf Knopfdruck, was ich will und erleichtern mir das Leben, ohne dass ich sie füttern müsste mit den *Updates* meiner ununterbrochenen geistigen Aufmerksamkeit. Die elektronische Smartheit dagegen kommt allmählich einer Einkleidung gleich. Menschliches Innenleben wird eingesogen und als neu konfigurierte Außenwelt präsentiert. Ich glaube keineswegs an dunkle Mächte, die meinen Staubsauger infizieren, aber ich glaube an den menschlichen Blödsinn, angesichts der kleinen schwarzen Putzroboter, die durch die Wohnzimmer torkeln und auf Knopfdruck Suaheli sprechen. Das Werkzeug, das die Maschine einmal war in analoger Zeit, hat sich gewandelt zum Phantom einer Leiblichkeit der Seele. Alles, was ak-

tuell geistig sich bemerkbar macht, hüllt sich notgedrungen in diese stromlinienförmige digitale Seinsweise. Sie als Herzstück der eigenen Präsenz zu verweigern, macht einen allmählich zur aussterbenden Art und Reservatsbewohnerin. Dabei habe ich, wie gesagt, auch nichts gegen eine Siedlung oder gar Heimat in technischer Welt. Ich stelle sie mir nur nach wie vor menschlich vor.

Früher dachte ich als *native human being*, es könnte der Weg über die Sprache führen. Wie köstlich, dachte ich, wäre es, ein Maschinchen zu haben, dem man einfach sagen kann, was man will und es tut's. Und siehe da, es ist erfunden! Aktuell in aller Munde und Denken als letzter digitaler Schrei: ›ChatGPT‹.

Was heißt Medienmündigkeit?

Welch ein Weg, den wir in rund einer Generation zurückgelegt haben! Wir erinnern uns an die *Tamagotchis*, quengelnde Spielzeugküken, die gefüttert werden mussten, sonst starben sie und die Kinder fühlten sich wie Mörder. Gefährlich, dachten wir damals, dieses Spielzeug für kindliche Seelen! Aber wer wäre auf die Idee gekommen, dass auch Erwachsene sich derart gebärden würden. Es war der erste Testlauf für die Groteske, die heute als *social media* unseren Alltag beherrscht. Nach PC und Internet stehen wir jetzt in der dritten Welle der digitalen Brandung. KI kommt an im öffentlichen Leben. Weit geöffnet scheinen die Fluttore des Ich für die neue Technologie.

Ich brauche Eselsbrücken, um mich an die Bedeutung technischer Abkürzungen zu erinnern. Die Anfangsbuchstaben von Wörtern aneinandergereiht ergeben noch lange kein Wort, geschweige denn einen Begriff. So fungieren die Lettern wie Ziffern, ohne dass sie Zahlen bilden. Die pure Reihung vernichtet die sinnstiftende Schwingungskraft zwischen den Lauten – das, was als Logos, in seiner Beziehungsfähigkeit und rhythmisierenden Energie, Gestalt ermöglicht. Die Eselsbrücke gibt dem Sinnungetüm neues Leben. So übersetze ich die Buchstabenkombination »GPT« in die Worte: »Großer Plappernder Trottel.« Denn

nichts anderes ist diese Maschine vorläufig. Ihr Programm weist angeblich kreative Fähigkeiten auf, das Ding kann malen, texten, komponieren, sprechen – sämtliche schöpferischen Vorgänge des Menschengestes imitieren oder besser kopieren. Denn natürlich basiert die vermeintliche Kreativität auf dem menschengemachten Original. Die Methode, die dabei zum Einsatz kommt, ist nichts anderes als stochastisch ermittelte Plausibilität.

Der Chat-Roboter errechnet aus seinen Trainingsdaten die pure Wahrscheinlichkeit, mit der ein Wort, eine Note oder sonst ein Zeichen auf das andere folgt. Das ist sein »Sprachvermögen«. An den im Internet veröffentlichten Texten bedient sich das Programm wie eine Schöpfkelle. Was so geschaffen wird, hat keinerlei Wahrheits- oder Wirklichkeitswert. Im Gegenteil: ›ChatGPT‹ halluziniert, so wird es in der Fachsprache genannt, wenn das Plauderprogramm mit Fakten antwortet, die es nicht gibt, die aber so wahrscheinlich klingend formuliert sind, dass ahnungslose Nutzer sie mit der Realität verwechseln (müssen).

Der Gipfel des Wahnwitzes ist die aktuelle Debatte um den kulturellen Stellenwert des Maschinchens. Es sei nicht mehr zu verhindern, dass ›ChatGPT‹ Einzug in Wissenschaft, Forschung, Lehre, Schule, kurz: in den Bildungsbereich des Menschengestes hält, und daher könne es nur noch darum gehen, dass eine Mündigkeit auf Höhe des Maschinenwesens im Umgang mit diesem entwickelt werde. Sprich: Die Erfindungskraft des Menschen kann abgekürzt werden – er selbst bleibt nur als Buchhalter des Automaten, der überprüft, ob es gut ist, was die künstliche Intelligenz tut.

»Medienmündigkeit« ist ein Lieblingswort der heutigen Erziehungswissenschaft. Das ist im Grunde zum Totlachen. Wären wir Erwachsene wirklich mündig im Umgang mit der Technik, dann hätte wir längst übersinnliche Potenziale als Kulturinstrumente in jenem Ausmaß verwirklicht, in dem uns die technische Zivilisation in den Abgrund des Untersinnlichen und damit Untermenschlichen zieht. Kinder wissen, dass ihr Leben von dem abhängt, was um sie herum ist, und sie leben natürlich in der

Bedingtheit, dass dieses »Herum« zugleich ihr Innesein ist. Diese fortwährende Punkt-und-Umkreis-Bewegung ist mehr oder weniger das tägliche Brot des Zukünftigen. Die Seelennot aktuell Heranwachsender braucht nicht Müdigkeit im Bedienen des Bestehenden. Das lernen sie wie zu allen Zeiten von selbst, das muss ihnen niemand beibringen. Aber wie man Erziehung einer Gesellschaft von Erwachsenen zutrauen soll, der nichts anderes einfällt, als die bestmögliche Verwaltung des kulturellen Elends – das ist eine andere Frage.

Ein Spielplatz der Entwicklung

Die einzig wichtigen Lerninhalte für die Zukunft lauten: Wie geht ein Denken und Urteilen menschlicher Art? Wie finde ich zur Quelle meiner persönlichen Phantasie und von ihr aus den Weg in die Welt meines Körpers? Wie erwerbe ich Gedächtniskraft? Wie werde ich ein soziales Wesen? Das kann keine maschinelle Intelligenz vermitteln. Vielleicht ist es Zeit, Schulen mit diesen Fächern für Erwachsene einzurichten, ehe wir noch weiter fortschreiten in der intellektuellen Verblödung.

Ich persönlich gehe in die Grundschule. Die Kinder der Nachbarschaft bringen mich täglich zum Staunen, so wie ich bemüht bin, sie das Wundern zu lehren. Technisch sind die Kleinen weitaus versierter als ich, das Christkind bringt spätestens den Siebenjährigen ein *Tablet*. Dafür gehen wir ins Museum des Analoges. Von der alten Kamera – »Zeig mal das Bild! Wieso geht das nicht?« – bis zum Röhrenfernseher. Kürzlich fiel die Farbe aus, die unerklärlicherweise – ich schwöre, ich habe nichts gemacht – ein paar Monate später wiederkam. Doch die Zeit des Schwarzweiß-Fernsehens war eine reine Sensation. Es lief ein Märchenfilm mit prächtigen Kostümen. Auf die Frage: »Warum ist das so und wozu soll das gut sein?« fiel mir spontan die Möglichkeit ein: damit jeder seine eigene Farbe sehen kann! Während der Stimmenchor ertönte: »Die Hose des Prinzen ist grün – nein, knallepink!« genossen wir tief befriedigt diesen einleuchtenden Augenblick. Ich stellte mir heimlich sämtliche *Gamer*-Bildschirme für Kin-

der und Jugendliche ohne Farbe vor ... Ein Gutteil der Fesselung ginge sicher verloren. Ehe sie sich daran gewöhnt hätten.

Nichts brauchen Kinder dringender als die analoge Welt als Spielplatz ihrer Entwicklung. Mein Garten mit seinem abschüssigen Wiesengang ist ein Freigelände. Welch ein Vergnügen es ihnen macht, sich dieses Stückchens unverstelter Erde leibhaftig zu bemächtigen, sich zu Boden zu werfen und den Hang herunterzurollen ... Doch am liebsten spielen wir »Aufbruch der Dinge«, das Umwidmen von Form und Funktion. Mein altes Auto darf beklettert werden, Beulen und Kratzer spielen keine Rolle, nur auf die empfindlichen Scheibenwischer ist zu achten. Vom Picknick auf dem Dach bis zur Inthronisierung diverser Majestäten: Was das Erlebnis ausmacht, ist die Ermächtigung des Spielerischen über die Sachzwänge des Alltags. Das aktuelle Fach sind Leibesübungen in der Papiertonne. Tonnenfahrten in unzähligen Variationen stehen schon lang auf dem Lehrplan, aber nun, wo sie größer werden, unterrichten sie sich in der Technik des selbstständigen Tonnenein- und -ausstiegs.

Ich stehe daneben wie »ChatGPT« und nutze mein bißchen Vorsprung als erwachsene Plauderkapazität, um sie auf die Möglichkeiten der gegenseitigen Hilfe hinzuweisen. Im aufmerksamen Nachvollzug ihrer artistischen Bewegungsfähigkeiten überkommt mich regelmäßig eine Art ätherische Auferstehung. Mein eigener Ätherleib wird so stark spürbar in der konkreten Anteilnahme, dass sich das leibliche Gefühl einstellt, ich könnte wie ein Frosch in diese Tonne hinein- und wieder heraushüpfen. Selbstverständlich würde ich mir bei dem Versuch das Genick brechen ...

Ebenso erscheint mir jedoch die Realität in umgekehrter Richtung. Das, was an Auferstehung täglich in den Kindern zur Welt kommt – wieviel Genickbruch geht auf das Konto der erwachsenen Blödsinnigkeit? Seit 25 Jahren leben wir mit einer unmenschlichen Technik. Es ist höchste Zeit, sie zu ändern.

Ute Hallaschka ist Eurythmistin, Theaterpädagogin, Seminarleiterin und Autorin.